

"Wiener Zeitung" Nr. 134 vom 12.07.2018 Seite: 20 Ressort: Feuilleton Von: Christina Böck Wiener Zeitung

Es glänzen Exzellenzen

Das **Jüdische Museum** versucht einen Blick zurück auf die Wiener Salonkultur.

„Die Dame, um im Salon zu glänzen, umgibt sich gern mit Exzellenzen.“ Dieses Zitat von Eduard von Bauernfeld ist in der aktuellen Ausstellung im **Jüdischen Museum** Wien zu finden. Die dreht sich um die Salondamen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, die in Wien den intellektuellen Diskurs ankurbelten.

Den ersten dieser Salons konnte man am Hohen Markt 5 besuchen. Also, gesetzt den Fall, man hatte eine Einladung oder war sonst irgendwie vernetzt mit der Gastgeberin Fanny von Arnstein. Sie stammte ursprünglich aus Berlin und wurde nach Wien verheiratet. Hier fand sie sich nicht mit ihrer Rolle als Ehefrau und Mutter ab, sondern gründete jene Zirkel, in denen sich liberale, aufgeklärte Geister austauschten. Die Ausstellung „The Place to be“ erinnert nun an Fanny von Arnstein und viele andere Frauen, die im Schatten der einen Salonière stehen, an die jeder denkt, wenn die Rede von diesem Thema ist: Auch Berta Zuckermandl ist natürlich in der Schau vertreten, mit einem Raum, der geschickt das berühmte Wiener Werkstätten-Design ihrer Wohnung – diesem „kulturellen Machtzentrum“ – visualisiert.

Inspirationsraum

Da gab es zum Beispiel den Salon der Josephine von Wertheimstein. Das Mobiliar des Wohnzimmers der Villa Wertheimstein, das heute dem Döblinger Bezirksmuseum gehört, ist ins **Jüdische Museum** übersiedelt. Ein schwerer Kerzenleuchter, eine seidig bezogene Bank und Louis-XIV.-Sessel vermitteln eine steife „Gemütlichkeit“ – dass das museale Ambiente einst als „Inspirationsraum“ fungierte, ist heute nur schwer vorstellbar. Dass er es damals war, belegen Briefe, etwa von Ferdinand von Saar, der an die Wertheimstein-Tochter Franziska schrieb: „Frau Fanny, wissen S' mir keinen Stoff?“ Oder in literarischen Werken, wie Hugo von Hofmannsthal's „Roman des inneren Lebens“, der eine großbürgerliche jüdische Familie nach dem Vorbild der Wertheimsteins skizziert.

Die Schau, in der es sich auch lohnt, nach oben zu schauen, weil da unvermutet ein Salonièren-Schaukelstuhl hängt, krankt aber daran, dass sich heute kaum rekonstruieren lässt, was tatsächlich bei den Treffen geschehen ist oder besprochen wurde. Das wird nur bei jüngeren Salons möglich, ein Video zeigt etwa, wie Exil-Juden in Israel das Zusammenkommen nützen, um ihre Muttersprache Deutsch zu sprechen. In Wien hat der Holocaust die Salonkultur ausgelöscht, in Hollywood wurde sie von ausgewanderten Juden wie Salka Viertel oder Eric und Trude Zeisl hochgehalten. In einer Vitrine liegt das Adressbuch der Zeisl, aufgeschlagen bei der Telefonnummer von Igor Stravinsky.

Scheinbare Emanzipation

Der Untertitel der Schau „Salons als Orte der Emanzipation“ ist bei manchen Protagonistinnen legitim, wie bei Helene Scheu Rieser, die in den 20er Jahren in der Frauenbewegung aktiv war und sich mit dem Sesam-Kinderbuchverlag gegen „schwarze Pädagogik“ richtete. Oder Eugenie Schwarzwald, die als Reformpädagogin um 1900 Wert darauf legte, junge Frauen zu Selbstbewusstsein zu erziehen. Bei vielen Salonièren des 19. Jahrhunderts war die von der Ausstellung gefeierte Emanzipation freilich eine Illusion. In einer Zeit, in der Frauen kaum ein Platz in der Öffentlichkeit zugestanden wurde – ein Foto aus einem Café, in dem nur Männer sitzen, illustriert das –, wurden die eigenen vier Wände zur Scheinöffentlichkeit. Das Zitat von Bauernfeld und die Tatsache, dass die Habitués, also die Besucher der Salons, fast ausschließlich Männer waren, untermauert die These von der weiblichen Selbstermächtigung auch wenig.

Immerhin weist die Schau auch auf die psychischen Folgen der Chancenlosigkeit von Frauen in dieser Gesellschaft hin: Einige der Salondamen kamen mit anonymisierten Patientennamen zu zweifelhafter Berühmtheit – als Fallbeispiele von Sigmund Freud.

Ausstellung

The Place to be

Jüdisches Museum Wien

bis 14. Oktober

*Bild: Würde heute einem Wartezimmer beim Wahlarzt alle Ehre machen, ist aber eine Darstellung des Salons von „Pionierin“ Fanny von Arnstein am Wiener Hohen Markt 5. **Jüdisches Museum Wien***



Kommentar
von Christoph Irgeher

Festwochen-Mauer des Schweigens

Drei Wochen ist es her, da war die Erleichterung unter Wiens Kulturfreunden groß. Tomas Zierhofer-Kin, glückloser Intendant der Festwochen, war seinen Posten losgeworden, oder wie es offiziell hieß: Sein Vertrag war einvernehmlich aufgelöst worden. Ein Ende tat jedenfalls not. An sich für fünf Jahre gebucht, hat Zierhofer-Kin das Publikum bereits mit zwei Festival-Ausgaben in Scharen ausgetrieben und sich die Ablehnung konservativer und progressiver Kritiker gesichert. Mitte Juni zog die neue Kulturstadträtin Veronica Kaup-Hasler also die Reißleine – und konnte sich im allgemeinen Beifall sonnen.

Unter all dem Jubel hörte man aber auch eine leise Frage: Wie viel Geld erhält Zierhofer-Kin für seinen Abgang extra? Ein zusätzliches Jahresgehalt? So lautete ein Gerücht. Ein solches Zubrot wäre kein Skandal. Wer einen Fünf-Jahres-Vertrag – mit entsprechenden Verdienstmöglichkeiten – paktiert hat und sich dann einvernehmlich früh in Luft auflöst, darf auf ein Entgegenkommen hoffen.

Allein: Wir werden es nie erfahren. Zwar geht es hier um Steuergeld. Zwar begehrt die „Wiener Zeitung“ schon vor drei Wochen in der Sache Antwort von der Stadträtin. Zwar wurde vor 21 Tagen auch eine Auskunft angekündigt – und in dieser Woche erneut, als die „Wiener Zeitung“ ihre Anfrage wiederholte. Am Mittwoch trudelten per Mail dann aber nur die dünnen Worte ein, „dass die Parteien diesbezüglich Stillschweigen vereinbart haben“.

Bei Kaup-Haslers ersten Interviews als Stadträtin war übrigens auch von Transparenz die Rede.

kommentar@wienerzeitung.at

Es glänzen Exzellenzen

Das Jüdische Museum versucht einen Blick zurück auf die Wiener Salonkultur.

Von Christina Böck

„Die Dame, um im Salon zu glänzen, umgibt sich gern mit Exzellenzen.“ Dieses Zitat von Eduard von Bauernfeld ist in der aktuellen Ausstellung im Jüdischen Museum Wien zu finden. Die dreht sich um die Salondamen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, die in Wien den intellektuellen Diskurs ankurbelten.

Den ersten dieser Salons konnte man am Hohen Markt 5 besuchen. Also, gesetzt den Fall, man hatte eine Einladung oder war sonst irgendwie vernetzt mit der Gastgeberin Fanny von Arnstein. Sie stammte ursprünglich aus Berlin und wurde nach Wien verheiratet. Hier fand sie sich nicht mit ihrer Rolle als Ehefrau und Mutter ab, sondern gründete jene Zirkel, in denen sich liberale, auf-

geklärte Geister austauschten. Die Ausstellung „The Place to be“ erinnert nun an Fanny von Arnstein und viele andere Frauen, die im Schatten der einen Salonière stehen, an die jeder denkt, wenn die Rede von diesem Thema ist: Auch Berta Zuckerkindl ist natürlich in der Schau vertreten, mit einem Raum, der geschickt das berühmte Wiener Werkstätten-Design ihrer Wohnung – diesem „kulturellen Machtzentrum“ – visualisiert.

Inspirationsraum

Da gab es zum Beispiel den Salon der Josephine von Wertheimstein. Das Mobiliar des Wohnzimmers der Villa Wertheimstein, das heute dem Döbblinger Bezirksmuseum gehört, ist ins Jüdische Museum überstellt. Ein schwerer Kerzenleuchter, eine seidig bezogene Bank und Louis-XIV.-Sessel ver-

mitteln eine steife „Gemütlichkeit“ – dass das museale Ambiente einst als „Inspirationsraum“ fungierte, ist heute nur schwer vorstellbar. Dass er es damals war, belegen Briefe, etwa von Ferdinand von Saar, der an die Wertheimstein-Tochter Franziska schrieb: „Frau Fanny, wissen Sie mir keinen Stoff?“ Oder in literarischen Werken, wie Hugo von Hofmannsthal „Roman des inneren Lebens“, der eine großbürgerliche jüdische Familie nach dem Vorbild der Wertheimsteins skizziert.

Die Schau, in der es sich auch lohnt, nach oben zu schauen, weil da unvermutet ein Salonierenschaukelstuhl hängt, krankt aber daran, dass sich heute kaum rekonstruieren lässt, was tatsächlich bei den Treffen geschehen ist oder besprochen wurde. Das wird nur bei jüngeren Salons möglich,

ein Video zeigt etwa, wie Exil-Juden in Israel das Zusammenkommen nützen, um ihre Muttersprache Deutsch zu sprechen. In Wien hat der Holocaust die Salonkultur ausgelöscht, in Hollywood wurde sie von ausgewanderten Juden wie Salka Viertel oder Eric und Trude Zeisl hochgehalten. In einer Vitrine liegt das Adressbuch der Zeisl, aufgeschlagen bei der Telefonnummer von Igor Stravinsky.

Scheinbare Emanzipation

Der Untertitel der Schau „Salons als Orte der Emanzipation“ ist bei manchen Protagonistinnen legitim, wie bei Helene Scheu Riesz, die in den 20er Jahren in der Frauenbewegung aktiv war und sich mit dem Sesam-Kinderbuchverlag gegen „schwarze Pädagogik“ richtete. Oder Eugenie Schwarzwald, die als Reformpädagogin um 1900 Wert darauf legte, junge Frauen zu Selbstbewusstsein zu erziehen. Bei vielen Salonieren des 19. Jahrhunderts war die von der Ausstellung gefeierte Emanzipation freilich eine Illusion. In einer Zeit, in der Frauen kaum ein Platz in der Öffentlichkeit zugestanden wurde – ein Foto aus einem Café, in dem nur Männer sitzen, illustriert das –, wurden die eigenen vier Wände zur Scheinöffentlichkeit. Das Zitat von Bauernfeld und die Tatsache, dass die Habitués, also die Besucher der Salons, fast ausschließlich Männer waren, untermauert die These von der weiblichen Selbstermächtigung auch wenig.

Immerhin weist die Schau auch auf die psychischen Folgen der Chancenlosigkeit von Frauen in dieser Gesellschaft hin: Einige der Salondamen kamen mit anonymisierten Patientennamen zu zweifelhafter Berühmtheit – als Fallbeispiele von Sigmund Freud. ■

Ausstellung

The Place to be
Jüdisches Museum Wien
bis 14. Oktober

★ ★ ★ ☆ ☆



Würde heute einem Wartezimmer beim Wahlarzt alle Ehre machen, ist aber eine Darstellung des Salons von „Pionierin“ Fanny von Arnstein am Wiener Hohen Markt 5. Foto: Jüdisches Museum Wien

Maschinenraum

Abschied von der Opel-Gang

Es ist eventuell nur eine personelle Marginalie im radikalen Umbau der Autoindustrie weltweit – aber sie hat Symbolcharakter.

Von Walter Gröbchen

Es gibt wohl keinen Job im weiten Umkreis, um den ich die Ausübenden im Augenblick weniger beneide als den des Pressesprechers eines deutschen Autoherstellers. Fast täglich kann man sich bohrenden Fragen nach neuesten Skandalen, Untersuchungen, Verhaftungen stellen. Muss Sport und Hohn ertragen, weil die Top-Manager der Konzerne sich nicht und nicht zu einer wahrheitsgemäßen Darstellung ihrer betrügerischen Schlaumeiereien bequemen. Und gilt eventuell obendrein noch als Zirkusreiter auf einem toten Pferd, weil man ja im Tagesgeschäft weiterhin wenig zukunftsweisende Diesel- und Benzindroschken lobpreisen muss. Im Fall des Falles jenes Mannes, den ich heute vor den Vorhang bitten will, darf man immerhin den Ver-

dacht der Abgasmanipulation hintanstellen. Denn Opel, viele Jahrzehnte lang eine der Top-Marken der europäischen Autoindustrie (auch wenn sie dem General Motors gehörte), ist diesbezüglich nicht auffällig geworden. Bislang, werden jetzt Zyniker sagen, die jeden Autohersteller unter Generalverdacht stellen. Andererseits: Es gilt die Unschuldsumutung – und Pressesprecher können auch nur die Infos weitergeben, die ihnen ihre Werksingenieure zukommen lassen. Der Sorgenkatalog von Josef „Ulli“ Ulrich – das ist der gute Mann, den ich heute explizit erwähnen will – notiert als zusätzliche Erschwerung aber seit dem Vorjahr den radikalen Umbau seines Arbeitgebers. Opel, seit 1898 als Fahrzeughersteller tätig, wurde an die französische Gruppe PSA – Citroën und Peugeot – verkauft. Seitdem spielt es Ramba-



Walter Gröbchen ist Label-Betreiber (www.monkeymusic.at), Musikverleger und Autor in Wien. Mehr Kommentare und Kolumnen auf seinem Blog groebchen.wordpress.com

Alle Beiträge dieser Rubrik unter www.wienerzeitung.at/maschinenraum

zamba. Das Management wird erneuert, Altgediente dürfen gehen. Das traditionsreiche Entwicklungszentrum in Rüsselsheim steht zur Diskussion. Und freilich macht man sich auch in der Filiale in Wien-Aspern akut einen schweren Kopf, was die Zukunft betrifft. „Das Einzige, was Mitarbeiter schützt, ist Gewinn“, erklärte der PSA-Chef Carlos Tavares bereits vor einem Jahr. Ob die Rolle, die man der Marke Opel perspektivisch zudenkt – die des Innovators im Sektor der E-Mobilität –, die alte Tante nicht überfordert, wird sich weisen. Jedenfalls nehmen jetzt schon manche den Hut.

Auch Josef Ulrich, der Opel-Kommunikationsexperte in Wien. Seine stoische Miene, unterstrichen von einer fast schon uniformhaften Vorliebe für Schwarz als Kleidungsfarbe, wird fehlen. Und sein Marken-

zeichen, eine Baskenmütze (natürlich auch schwarz), soll nicht als Sympathieerklärung an die neuen Eigentümer missverstanden werden – er trägt sie schon seit Zeiten, als er noch den General Motors-Granden in Detroit Besuche abstattete. Erst neulich hat er mich zu SUV-Testfahrten in die Opel Arena in Mainz eingeladen – aber ich habe den Ausflug geschwänzt und einen Kollegen hingeschickt. Das tut mir jetzt leid. Denn Josef Ulrich, der Elder Statesman der Branche, hat seine Pensionierung eingereicht. Obwohl er dafür im Kopf und im Herzen eigentlich viel zu jung ist. Sagen wir mal so: Einen Fuchs wie ihn könnten VW, Audi, BMW, Mercedes & Co. gerade dringend brauchen. Vom US-Konkurrenten Tesla, aktuell von noch ärgeren Kalamitäten gebeutelt, ganz zu schweigen.